

Kat Zhang · Twin Souls  
Die Rebellin



© Mandy Whitley Photography



**DIE AUTORIN**

Neben ihrem Englischstudium an der Vanderbilt-Universität tritt Kat Zhang in ihrer Freizeit bei Poetry-Slams auf, überfällt regelmäßig Buchläden und reist für ihr Leben gern. In ihrer Kindheit verschlang sie ein Buch nach dem anderen und träumte schon früh davon, einmal Geschichten zu schreiben, in die dann andere abtauchen können. »Twin Souls – Die Rebellin« ist der zweite Band einer Trilogie

Weitere Titel von Kat Zhang bei cbt:

**Twin Souls – Die Verbotene** (30858)

KAT ZHANG

TWIN  
SOULS

DIE  
REBELLIN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Katrin Weingran

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

#### 1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 by Kat Zhang

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Once We Were: The Hybrid Chronicles« bei Harper,  
einem Imprint von HarperCollins Publisher, New York

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe bei  
cbs Verlag, München, in der Verlagsgruppe  
Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Katrin Weingran

Lektorat: Christina Neiske

Umschlagfoto: © Arcangel / Jake Garn

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,  
Bad Oeynhausen

kg · Herstellung: mh

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30910-0

Printed in Germany

*Für Dechan,  
die vielleicht nicht meine Schwester im Blute ist,  
aber dafür im Geiste*



## Prolog

Wir teilen uns ein Herz, Addie und ich. Wir nennen dasselbe Paar Hände unser Eigen. Bewohnen dieselben Glieder. An jenem heißen Junitag, nicht lange nach unserer Flucht aus der Nornand-Klinik, standen wir einfach still da und sahen mit gemeinsamen Augen zum ersten Mal den Ozean. Der Wind peitschte uns die Haare ins Gesicht. Der Sand klebte an unserer von einem Salzfilm überzogenen Haut und verlieh unseren bleichen Beinen eine leichte Bräune.

Wir hatten den Tag so verbracht, wie wir die vergangenen fünfzehn Jahre unseres Lebens verbracht hatten. Als Addie und Eva, Eva und Addie. Zwei Seelen, die sich einen Körper teilten. Hybride.

Aber die Sache ist die: Dieselben Hände zu haben bedeutet nicht, dieselben Ziele zu haben. Dieselben Augen zu haben bedeutet nicht, dieselben Ansichten zu haben. Und dasselbe Herz zu haben bedeutet nicht, dieselben Dinge zu lieben.

Hier sind ein paar Dinge, die ich liebte:

Die schockierende Kälte des Ozeans, als ich bis zur Taille im Wasser stand und in den brechenden Kamm je-

der heranrollenden Welle sprang. Den Klang von Kittys Gelächter, als ich sie kitzelte. Die atemberaubende Freude beim Anblick der tanzenden Hally. Die Art, wie Ryan mich anlächelte, als ich mich ihm zuwandte und sein Blick mich bereits umfing.

Addie mochte diese Dinge ebenfalls. Aber sie schätzte sie nicht auf dieselbe Weise wie ich – mit verzweifelmtem Verlangen. Denn ich hätte sie niemals haben sollen. Millionen rezessiver Seelen erlebten ihren fünften Geburtstag nicht, geschweige denn ihren fünfzehnten. Das war der Lauf der Welt – oder zumindest hatte man Addie und mir das weisgemacht. Zwei Seelen, in einen Körper geboren. Eine von den Genen dazu ausersehen, zu verschwinden.

Ich konnte mich wegen so vieler Dinge glücklich schätzen.

Das sagte ich mir jeden Morgen, wenn wir die Augen öffneten, und jeden Abend, bevor wir schlafen gingen.

*Ich habe Glück. So ein Glück.*

Ich war am Leben. Ich war, mit ein paar Einschränkungen, frei. In einem Land, in dem Hybride illegal waren und weggesperrt wurden, waren Addie und ich entkommen. Und ich ...

Ich konnte wieder sprechen und mich bewegen. Ich, die ich seit meiner Kindheit gewusst hatte, dass ich die rezessive Seele war, dazu bestimmt, mit der Zeit zu verblassen. Dass meine Eltern im Stillen um mich trauern würden, rasch, um dann nach vorn zu sehen. Dass sie sich einreden würden, es sei nun mal der Lauf der Welt, so sei es schon



immer gewesen, und wer wären sie, die Gesetze der Natur infrage zu stellen?

Von Kindern wurde erwartet, ihre rezessive Seele abzustreifen, sich von ihr zu verabschieden, so wie sie eines Tages auch ihre Milchzähne hinter sich lassen würden. Bloß ein weiterer Schritt auf dem Weg hin zum Erwachsenwerden.

Die Alternative, niemals Frieden zu finden – beide Seelen zu erhalten –, hieß, im Chaos immerwährender Kindheit gefangen zu bleiben, niemals den beständigen, logischen Verstand einer Erwachsenen zu entwickeln, der man zutrauen konnte, den eigenen Körper zu kontrollieren. Wie könnte eine Hybride sich je in die Gesellschaft einfügen? Wie könnte sie heiraten? Würde sie in der Lage sein, zu arbeiten, während die zwei Seelen sie in verschiedene Richtungen zerrten, nach unterschiedlichen Dingen verlangten? Hybride zu sein hieß, für immer instabil zu sein, für immer innerlich zerrissen.

Ich war zwölf gewesen, zwei Jahre über der von der Regierung vorgegebenen Frist, als ich mich dem Fluch ergab, der in meinen Genen geschrieben stand. Aber selbst damals hatte ich noch Glück. Ich verlor die Kontrolle über meinen Körper, überließ es Addie, unsere Gliedmaßen zu steuern, aber ich verschwand nie vollkommen.

Es war besser, als zu sterben.

*Geht es dir gut, Addie?*, fragte Mom die ersten paar Wochen, nachdem ich offiziell für verschwunden erklärt worden war. Sie sprach die Worte aus, als kniffen sie sie auf

dem Weg hinaus in die Lippen, als wolle sie sich die Tatsache nicht eingestehen, dass es Addie womöglich noch immer nicht gut ging. Addie sollte schließlich normal sein.

*Mir geht es gut*, sagte Addie, selbst wenn ich in ihrem Kopf kreischte und kreischte, selbst wenn sie mich festhielt, während sie für unsere Eltern lächelte, und mir sagte, dass es ihr leidtat, und mich anflehte, so *okay* zu sein, wie sie es angeblich war.

Es waren Hally und Ryan Mullan gewesen, die mich aus dem Gefängnis befreit hatten, das mein eigener Körper darstellte. Wo wäre ich jetzt, wenn Hally Addie nicht überzeugt hätte, an jenem Nachmittag mit zu ihr zu kommen? Immer noch gelähmt. Immer noch allein. Nicht vollkommen allein, denn Addie würde für immer bei mir sein, aber allein in jeder anderen Bedeutung des Wortes.

<Wir wären zu Hause>, sagte Addie einmal, als ich ihr die Frage zuflüsterte. Die Worte strömten über unsere Verbindung von ihrem Bewusstsein zu meinem. Es war der Ort, wo niemand sonst uns hören konnte. <Mr Conivent hätte uns nicht nach Nornand gebracht. Wir wären jetzt nicht hier.>

Hier in Anchoit, der pulsierenden Stadt an der Westküste, wo wir das Salz rochen, das die Wellen in die Luft schleuderten.

Da war es an mir gewesen, mich zu entschuldigen. Denn Addie hatte recht. Wenn Hally nicht – wenn *ich* Addie nicht überzeugt hätte, zum Haus der Mullans zu gehen, die Medizin zu nehmen, den ersten Schritt weg von der Normalität zu wagen, wären wir immer noch zu Hause. Wir wären

nicht außer Gefahr – als Hybride durften wir in unserer Wachsamkeit niemals nachlassen –, aber wir wären ein klein wenig sicherer. Wir würden zur Schule gehen und ins Kino und über unseren kleinen Bruder lachen, der in der Küche herumalberte.

<Entschuldige dich nicht, Eva. So habe ich das nicht gemeint. Ich ...> Sie hatte gezögert und an die Decke der fremden, neuen Wohnung gestarrt. Unseres neuen Verstecks. <Ich hätte es nicht gekonnt. Dich so weiterleben zu lassen. Nicht in dem Wissen, dass es einen anderen Weg gibt. Und wir sind aus Normand raus. Es wird alles gut werden.>

Das galt jedoch nicht für die anderen Kinder, die durch jene Krankenhausflure gegangen waren. Wie Jaime Cortae, der seine andere Seele an ein Skalpell verloren hatte.

Addie und ich hatten Glück gehabt.

Vielleicht, falls das Glück uns hold blieb, würden wir Mr Conivent mit seinen steif gebügelten weißen Button-down-Hemden niemals wiedersehen müssen. Wir würden niemals wieder Jensons kalte Umklammerung unseres Handgelenks spüren – uns niemals dem Urteil seiner Kommission unterwerfen müssen.

Wir würden als das weiterleben dürfen, was wir waren: Eva und Addie, Addie und Eva. Zwei Mädchen in einem Körper.



## Kapitel 1

Es war stickig in der Telefonzelle, obwohl die Tür ein Stück weit offen stand. Unser Wunsch nach Privatsphäre kam nicht gegen die Übelkeit an, die uns in dem engen, abgezirkelten Raum packte. Zerdrückte Zigarettenstummel übersäten den Boden, ihr Geruch nach kaltem Rauch hing in der frühen Morgenluft.

<Wir sollten das hier nicht tun>, sagte ich.

Wir hätten eigentlich gar nicht draußen unterwegs sein dürfen. Wir hatten uns aus der Wohnung geschlichen, bevor Emalia und Kitty aufgewacht waren, und wir mussten es auch zurück nach drinnen schaffen, ehe sich daran etwas änderte. Niemand wusste, dass wir hier waren. Nicht einmal Ryan oder Hally.

Addie drückte den Telefonhörer an unser Ohr. Das Freizeichen verspottete uns.

<Die Regierung wartet doch nur auf so etwas>, sagte ich. <Peter hat gesagt, sie würden unser Haus verwanzeln. Sie werden unseren Anruf zurückverfolgen. Und wir sind nicht weit genug von der Wohnung entfernt. Wir dürfen die anderen nicht in Gefahr bringen.>

Unsere freie Hand glitt in die Hosentasche und schloss sich um unseren Chip. Ryan hatte ihn uns gegeben, bevor

Mr Conivent uns nach Nornand brachte, und das kleine Plättchen hatte uns während der Zeit in der Klinik mit ihm verbunden. Aus Gewohnheit rieben wir den Chip zwischen unseren Fingern wie einen Glücksbringer.

Addies Stimme war nur ein Hauch. <Heute wird er elf.>

Lyle war elf. Unser kleiner Bruder.

An dem Abend, als Mr Conivent Addie und mich geholt hatte, war Lyle im Krankenhaus gewesen, um eine seiner drei Dialysesitzungen zu absolvieren, die er pro Woche hatte. Im Gegensatz zu unseren Eltern hatte er nicht beschlossen, uns gehen zu lassen. Wir hatten uns nicht von ihm verabschieden können.

Es würde nur ein kurzer Anruf sein. Ein paar Münzen im Schlitz. Zehn Ziffern. So schnell. So einfach.

*Hallo, Lyle*, malte ich mir aus zu sagen. Ich stellte mir seine wuscheligen blonden Haare vor, seine dünnen Ärmchen und Beine, sein schiefzahniges Grinsen.

*Hallo, Lyle ...*

Und dann was? *Herzlichen Glückwunsch. Herzlichen Glückwunsch zum elften Geburtstag.*

Das letzte Mal, als ich Lyle zum Geburtstag gratuliert hatte – die Worte tatsächlich laut ausgesprochen hatte –, war er sieben geworden. Danach hatte ich die Kraft verloren, mehr zu tun, als Addie dabei zuzusehen, wie sie für mich sprach. Ich schwebte in einem Körper, den ich nicht kontrollieren konnte – ein Geisterwesen in einer Familie, die nicht wusste, dass ich nach wie vor existierte.

Was sagte man nach vier solchen Jahren?

Darüber nachzudenken, was ich zu Mom sagen würde, war noch schlimmer.

*Hallo. Ich bin's, Eva. Ich war die ganze Zeit über da. Ich war all diese Jahre über da und du hast nichts davon geahnt.*

*Hallo. Ich bin's, Eva. Mir geht es gut – ich denke, ich bin in Sicherheit. Geht es euch gut? Seid ihr in Sicherheit?*

*Hallo. Ich bin's, Eva. Ich wünschte, ich wäre zu Hause.*

*Hallo. Ich bin's, Eva. Ich liebe dich.*

Ich sah Mom so deutlich vor mir, dass es schmerzte: ihre Gesichtszüge, ihre Lachfalten und die tieferen Furchen an der Augenbraue, die nicht das Lachen in ihre Haut gegraben hatte. Ich sah sie in ihrer Kellnerinnenuniform: schwarze Stoffhose und weiße Bluse, ein steifer Gegensatz zu ihren seidenweichen blonden Haaren. Addie und ich hatten uns immer gewünscht, Haare wie sie zu haben, die so glatt und geschmeidig durch unsere Finger glitten. Stattdessen hatten wir Dads Locken, die träge und halbherzig waren. Prinzessinnenhaar hatte er es genannt, als Addie und ich noch klein genug gewesen waren, um auf seinem Schoß zu sitzen, den Duft seines Aftershaves einzusatmen und um Geschichten zu betteln, die mit *Und sie lebten glücklich bis an ihr Ende* schlossen.

Ich sehnte mich so sehr danach zu erfahren, wie es unserer Familie ging. So viel konnte in den fast zwei Monaten geschehen sein, seit Addie und ich zuletzt im eigenen Bett geschlafen hatten, zuletzt aufgewacht waren und die Decke unseres Zimmers angestarrt hatten.

Hatte Lyle die Niere transplantiert bekommen, so wie

man es uns versprochen hatte, oder war er immer noch an seine Dialysesitzungen gekettet? Wussten unsere Eltern überhaupt, was aus Addie und mir geworden war? Was, wenn sie glaubten, wir seien immer noch in der Klinik, wo man uns von unserer Hybridität heilte?

Wäre das besser oder schlimmer, als wenn sie die Wahrheit gekannt hätten? Eineinhalb Monate zuvor waren Addie und ich aus der Nornand-Klinik für Psychiatrie ausgebrochen. Eigentlich hätten wir all die anderen Patienten mit uns bringen sollen, aber wir hatten versagt. Am Ende waren wir nur mit Ryan und Devon, Hally und Lissa, Kitty und Nina geflohen. Und Jaime natürlich. Jaime Cortae.

Jetzt verbargen wir uns komplett außerhalb des Systems, geschützt durch Peter und sein Untergrundnetzwerk aus Hybriden. Wir waren die Flüchtlinge, von denen wir im Politikunterricht gehört hatten. Die Kriminellen, deren Verhaftung – und sie wurden am Ende immer verhaftet – lauthals in den Nachrichten verkündet wurde.

Würden Mom und Dad das wissen wollen?

Was würden sie machen, wenn sie es erfuhren? Quer über den Kontinent gejagt kommen, um uns nach Hause zu holen? Uns beschützen, wie sie uns zuvor nicht beschützt hatten? Uns sagen, dass es ihnen leidtat, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hatten, als sie uns gehen ließen?

Vielleicht würden sie uns erneut den Behörden überlassen.

Nein.



Ich ertrug den Gedanken nicht, dass es so sein könnte.

*Sie werden dir helfen, gesund zu werden, Addie*, hatte Dad gesagt, als er uns in Nornand anrief. *Mom und ich wollen nur dein Bestes.*

Peter hatte uns gewarnt, dass die Regierung möglicherweise unsere Telefonleitung angezapft hatte. Vielleicht hatte Dad geahnt, dass jemand mithören könnte, und er hatte deshalb nur das gesagt, was sie hören wollten. Vielleicht hatte er jene Worte nicht so gemeint.

Denn es war nicht das, was er Addie zugeflüstert hatte, als wir in Mr Conivents Auto gestiegen waren.

*Falls du da bist, Eva*, hatte er gesagt, *falls du wirklich da bist ... Dich liebe ich auch. Das werde ich immer.*

Immer.

<Addie>, sagte ich.

Ihre Sehnsucht durchfuhr uns wie eine messerscharfe Klinge, die uns beiden tiefe Schnitte zufügte. <Nur ein paar Worte.>

<Wir dürfen es nicht>, sagte ich. <Addie, wir dürfen es nicht.> Egal, wie groß der Schmerz war.

Als Addie den Telefonhörer nicht losließ, übernahm ich die Kontrolle und hängte ihn wieder ein. Addie protestierte nicht. Ich trat hinaus auf den Bürgersteig, die Stadt begrüßte uns mit einem Windstoß. Ein vorbeifahrender Wagen hustete schwarze Abgase in die Luft.

<Glaubst du ...> Addie zögerte. <Glaubst du, ihm geht es gut? Lyle.>

<Ja, ich denke schon.>

Was hätte ich auch sonst sagen sollen?

Ich wartete an einem Zebrastreifen mit einer kleinen Gruppe frühmorgendlicher Pendler, die alle in Gedanken versunken waren. Niemand beachtete Addie und mich. Anchoit war die größte, umtriebige Stadt, die ich je gesehen, geschweige denn in der ich je gelebt hatte. Die Gebäude türmten sich über den Straßen auf, moderne Bauten aus Metall und Beton. Ab und zu wurde der Eindruck von einer Fassade aus alten roten Backsteinen abgemildert.

Peter hatte Anchoit aufgrund seiner Größe ausgewählt. Wegen der Anonymität seiner stillen Gassen und belebten Durchgangsstraßen. Autos, Menschen, Gedanken – alles bewegte sich hier mit hoher Geschwindigkeit. Anchoit war ein riesengroßer Unterschied zum alten, behäbigen Bessimir oder dem dauerstillstehenden Lupside, wo Addie und ich früher gelebt hatten.

Es schien, als würde in Anchoit in einer Nacht mehr passieren als in Lupside in einem ganzen Jahr. Nicht dass Addie und ich das aus eigener Erfahrung hätten sagen können. Seit Peter uns hierhergebracht hatte, konnte ich die Male, die wir hinaus auf die Straße hatten treten dürfen, an einer Hand abzählen. Peter und Emalia gingen kein Risiko ein.

In Anchoit mochte es einfacher sein, zu verbergen, was Addie und ich waren – Hybride, Flüchtige, weit entfernt von normal. Aber das änderte nichts an den Tatsachen. Ich träumte davon, des Nachts die neonbeleuchteten Straßen zu erobern. Davon, unbeschwert umherzustreifen und ir-

gendwelchen Quatsch von Straßenhändlern zu kaufen.  
Oder wieder in den Wellen zu planschen.

<Polizist>, sagte Addie leise.

Unsere Beine waren plötzlich wie gelähmt. Es dauerte drei hämmernde Herzschläge, bis ich mich genug beruhigt hatte, um mich wieder rühren zu können. Ich überquerte die Straße, damit wir nicht direkt an dem Polizisten vorbeimussten.

Vermutlich hatte seine Anwesenheit absolut nichts mit uns zu tun.

Aber Addie und ich waren hybride.

Wir durften kein Risiko eingehen, und sei es auch noch so gering.

## Kapitel 2

Das Gebäude, in dem Emalias Wohnung lag, war ruhig, bis auf das Summen der Leuchtröhren über unseren Köpfen, die an- und ausflackerten wie zuckende Glühwürmchen. Eine Mülltüte stand vor sich hin stinkend in der Ecke.

Peter hatte uns Nornand-Flüchtlinge, solange es ging, in seinem Appartement wohnen lassen. Aber er verbrachte ebenso viel Zeit auf Reisen wie in Anchoit selbst und schließlich hatte man uns getrennt. Kitty und Nina lebten mit uns bei Emalia. Die Mullan-Geschwister wohnten nur wenige Etagen über uns, bei Henri, aber es war trotzdem nicht dasselbe.

Noch schlimmer war, dass Dr. Lyanne Jaime in ein kleines Häuschen am Stadtrand mitgenommen hatte. Seit drei Wochen hatte keiner von uns ihn zu Gesicht bekommen.

In der Wohnung war es immer noch dämmerig, als ich zurück nach drinnen schlüpfte, das Wohnzimmer halbwegs vom Zwielflicht der frühen Morgensonne erhellt. Emalia und ihre Zwillingsseele, Sophie, sorgten für eine fast penible Ordnung in der Wohnung, die unauffällig

eingrichtet war. Auf seltsame Weise hatte Peters Appartement – da Peter so oft weg war – sich wie *unsere* Wohnung angefühlt, *unser* Zuhause. Hier kamen Addie und ich uns wie Eindringlinge in einem Heiligtum aus Pullovern in gedeckten Farben und gewebten Platzdeckchen vor.

<Also>, sagte Addie. Wir sanken aufs Sofa und starrten Emalias Topfpflanze an. Jedes einzelne Blatt wirkte kunstvoll arrangiert. Sogar die Pflanzen hielten Ordnung.

<Also was?> Ich ließ unsere Augenlider halb zufallen. Wir hatten die Nacht kaum geschlafen, weil wir sichergehen wollten, dass wir rechtzeitig wach wären, um uns aus der Wohnung zu schleichen. Jetzt, da das Adrenalin unseren Körper verließ, sorgte der Schlafmangel dafür, dass unsere Glieder schwer wie Blei wurden.

Addie seufzte. <Also, was machen wir jetzt? Was machen wir heute?>

<Dasselbe wie sonst auch, schätze ich.>

Kitty und Nina verbrachten den Großteil ihrer Zeit aufs Sofa gekuschelt vor dem Fernseher und guckten, was immer gerade lief: die Zeichentrickfilme am Samstagvormittag, diverse Seifenopern tagsüber, die Nachrichtensendungen am Nachmittag, sogar spätabendliche Talkshows, wenn sie nicht schlafen konnten. Hally und Lissa guckten aus dem Fenster und lauschten der Musik, die aus den Autoradios zu uns heraufschallte.

Ryan füllte die Tage, indem er Dinge bastelte. Hauptsächlich kleine Spielereien, die er mit Werkzeugen zusammenbaute, die er sich von Henri oder Emalia auslieh.

Emalia überraschte es inzwischen nicht mehr, nach Hause zu kommen und einen Salz-und-Pfeffer-Streuer vorzufinden, der auf Knopfdruck zwischen beiden Gewürzen wechselte, oder irgendeine andere im weitesten Sinne nützliche Erfindung.

Und Addie – Addie hatte wieder angefangen zu zeichnen. Sie skizzierte Kitty auf dem Sofa, hielt den sanften Schwung ihrer Stupsnase fest, die großen braunen Augen. Sie fing das Funkeln von Hallys Brillengläsern ein, brachte eine Stunde damit zu, daran zu feilen, wie Hallys Locken fielen, einige ringelten sich träge zu Beinahkorkenziehern, andere waren kaum mehr als dunkle Wellen.

Es war schön, dass Addie wieder zeichnete. Aber nach so vielen Tagen drehten wir alle allmählich durch.

»Oh!«, ertönte eine Stimme hinter uns. Es war Emalia, gehüllt in eine rosa Strickjacke und eine cremefarbene Bluse. Sie sah so sanft und pastellig wie die Morgendämmerung aus. Ihr Lächeln war nervös. »Ich wusste nicht, dass du schon auf bist ...«

Sie sprach sie nicht aus, aber die Frage hing zwischen uns in der Luft: *Addie? Oder Eva?*

»Addie«, sagte Addie, als ich zu lange brauchte, um zu antworten. Und bis dahin war sie es natürlich. Sie stand auf und ging unauffällig auf die Fersen, um im nächsten Moment unsere Schuhe unter das Sofa zu kicken. Addie besaß im Umgang mit unserem Körper eine unbekümmerte Leichtigkeit, die mir nach wie vor nicht zu eigen war.

»Du bist früh auf«, bemerkte Emalia. »Stimmt etwas nicht?«

»Nein.« Addie zuckte mit den Schultern. »Ich bin bloß aufgewacht und konnte nicht mehr schlafen.«

Emalia ging zur Küche hinüber, die vom Wohnzimmer nur durch eine Anrichte abgetrennt war. »Das liegt an den vielen Geräuschen in der Stadt. Man braucht eine Weile, um sich daran zu gewöhnen. Als ich hierhergezogen bin, habe ich wochenlang nicht ordentlich durchgeschlafen.« Sie deutete fragend auf die Kaffeemaschine, aber Addie schüttelte den Kopf.

Emalia war mehr oder weniger koffeinabhängig, aber vielleicht war das nicht anders zu erwarten bei allem, was sie zu tun hatte: ihren regulären Job behalten, sich um uns kümmern und ihre Arbeit für den Untergrund erledigen. Sie war diejenige, die unsere neuen Dokumente gefälscht hatte, Geburtsurkunden für Menschen ausgedruckt hatte, die niemals geboren worden waren, unsere Gesichter auf Leben gepropft hatte, die wir nie gelebt hatten.

Ich verband sie nun mit dem schweren, bittersüßen Duft von Kaffee. Schon das erste Mal, als wir Emalia gesehen hatten, hatten ihre Haare uns an Milchschaum erinnert – cappuccinofarbenen Milchschaum, der sich an ihren bleichen Wangen lockte und ihr knapp bis unters Kinn reichte.

»Du bist auch früh auf«, sagte Addie.

»Ich fahre heute zum Flughafen. Peters Flieger landet in ein paar Stunden.«

»Niemand hat uns erzählt, dass Peter zurückkommt.« Die Worte kamen schärfer heraus, als ich erwartet hatte. Vielleicht sogar schärfer, als Addie geplant hatte.

Emalias Hände hielten inne. »Nun, es ... es hat eine unerwartete Entwicklung gegeben, daher hat er einen früheren Flug genommen. Es tut mir leid. Mir war nicht bewusst, dass du es wissen wollen würdest.«

»Das will ich«, erwiderte Addie, zu rasch. »Aber es ist okay. Ich meine ...«

»Ist gut, ich werd's mir merken«, sagte Emalia.

Die beiden musterten sich unbehaglich.

»Kitty hat mir gestern dein neues Bild gezeigt.« Die schmalen goldenen Armreifen an Emalias Handgelenk klirrten, als sie nach der Müslipackung griff. »Es ist wunderschön. Du bist so eine tolle Künstlerin, Addie.«

Addie zwang unsere Lippen zu lächeln. »Danke.«

Emalia machte uns ständig derlei Komplimente. *Es steht dir so gut, wenn du deine Haare hochsteckst*, sagte sie zum Beispiel. Oder: *Du hast so schöne Augen*. Jede Skizze von Addie, selbst die Kritzeleien, mit denen sie Kitty zum Lachen brachte, erhielten eine Runde verbalen Applaus.

Im Gegenzug bemühten wir uns, Emalia ebenfalls Komplimente zu machen. Es war nicht schwer oder so. Sie trug hübsche blassgoldene Sandalen und zartrosa Blusen. Sie fand immer die erstaunlichsten Lokale, bei denen man Essen zum Mitnehmen bestellen konnte, und kam von überall aus der Stadt mit weißen Styroporbehältern nach Hause. Aber unsere Gespräche mit Emalia gingen



nie über diese Dinge hinaus. Wir unterhielten uns in einer Sprache, die aus Kommentaren über das Wetter, höflichen Begrüßungen und leisem Lächeln bestand, alles unterlegt mit einem Gefühl des Nicht-genau-Wissens, wie wir miteinander umgehen sollten.

Emalia hatte vor uns nur eine entkommene Hybride beherbergt, ein zwölfjähriges Mädchen, das drei Wochen blieb, bis Peter schließlich eine Familie im Süden des Landes fand, die die Kleine dauerhaft aufnehmen konnte. Emalia selbst war Mitte zwanzig. Ihr und Sophie war es gelungen, all die Jahre über unentdeckt zu bleiben und der Institutionalisierung zu entgehen. Sie und Peter waren sich mehr oder weniger zufällig über den Weg gelaufen.

Vielleicht benahm sich Emalia deshalb, als wüsste sie nicht, wie sie mit uns umgehen sollte. Als würden wir zerbrechen, wenn sie uns zu hart anfasste.

Addie lehnte sich an die Anrichte. »Wann wird das Treffen stattfinden?«

»Mit Peter? Morgen Abend. Wieso?«

»Ich möchte dabei sein.«

Emalia schüttete etwas Müsli in eine Schüssel, ihr Lächeln war zurückhaltend. »Wir treffen uns in Peters Wohnung, Addie. Wie gewöhnlich.«

»Das ist kaum fünf Minuten von hier.«

»Ihr sollt aber nicht ...«

»Es wird Abend sein. Niemand wird uns sehen.« Addie nagelte die Frau mit unserem Blick fest. »Emalia, ich muss mit ihm reden. Ich möchte wissen, was los ist.«

Nornands Hybridabteilung war geschlossen worden, aber die Patienten hatte man woandershin verlegt, anstatt sie gehen zu lassen. Peter hatte versprochen, wir würden einen Weg finden, sie zu befreien. Aber falls irgendetwas in diese Richtung unternommen worden war, hatte niemand Addie und mich eingeweiht.

»Ich werde dir erzählen, was immer du wissen willst«, sagte Emalia, »und ich bin sicher, Peter wird irgendwann hier vorbeischaun.«

»Es sind nur fünf Minuten zu Fuß«, wiederholte Addie. »Ein fünfminütiger Weg im Dunkeln.«

Die Kaffeemaschine piepste. Emalia eilte darauf zu. »Ich werde Peter fragen, wenn ich ihn sehe. Was hältst du davon? Ich werde ihm erzählen, dass du unbedingt mitkommen möchtest, und wir sehen, was er sagt.«

<Sie versucht nur, uns dazu zu bringen, das Thema fallen zu lassen>, sagte ich, und ich wusste, dass Addie meiner Meinung war.

Laut jedoch murmelte sie: »Okay.«

»Okay.« Emalia lächelte und nickte zum Kaffeebecher hin. Der Duft, den wir normalerweise als belebend und tröstend empfanden, bereitete uns nun leichte Übelkeit. »Bist du sicher, dass du keinen möchtest? Es ist angenehm, etwas Heißes zu trinken, wenn der Morgen so kühl ist.«

Addie schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

Draußen war es kühl. Wir würden nicht nach draußen gehen.

## Kapitel 3

Addie und ich lagen wieder im Bett, an ein Kissen geschmiegt, als Emalia zum Flughafen aufbrach. Wir verharrten in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen, die Ecken und Kanten der Welt waren unscharf geworden.

Das Klopfen an der Wohnungstür riss uns aus dem Schlaf. Addie schoss hoch und sah automatisch nach Kitty und Nina. Sie schliefen noch, so tief unter der Decke vergraben, dass wir ihre geschlossenen Augen gerade eben ausmachen konnten.

Es klopfte erneut. Mir fiel ein rotes Glühen auf dem Nachttisch ins Auge, wo Addie unseren Chip hingeworfen hatte, ehe sie sich aufs Bett hatte fallen lassen. Er glühte jetzt durchgehend, ein Hinweis darauf, dass sein Gegenstück in der Nähe war.

<Es ist bloß Ryan>, flüsterte ich.

Wir mussten uns zusammenreißen. Wir durften nicht weiterhin dermaßen erschrecken und bei jedem Klopfen an der Tür befürchten, dass jemand gekommen war, uns zu holen.

Ich musste Addie nicht bitten, mir die Kontrolle zu

überlassen. Ich übernahm in dem Augenblick die Führung über unsere Gliedmaßen, in dem sie sie abgab, eilte ins Wohnzimmer und öffnete die Wohnungstür.

Das Licht der Morgensonne fiel auf Ryans Haut, sodass es aussah, als wäre sie mit Gold überzogen. Seine dunklen Locken standen auf eine Art ab, als wollten sie der Schwerkraft ins Gesicht lachen. Er streckte die Hand nach uns aus, als verspüre er den Impuls, mit den Fingern über unsere Haut streichen. Doch er machte es nicht. Seine Hand fiel wieder zurück an seine Seite. »Ich war nicht sicher, ob ihr so früh schon auf sein würdet.«

»Wir konnten nicht schlafen«, sagte ich.

»Es sind Sommerferien.« Sein Lächeln war nicht länger warm, sondern zynisch. »Wir sollten bis in die Puppen schlafen.«

Ich zog ihn mit mir zum Sofa. Er hatte eine kleine Papiertüte dabei – in der sich wahrscheinlich eine weitere seiner Erfindungen verbarg – und stellte sie neben sich auf dem Boden ab.

»Tja, wir haben sämtliche Prüfungen geschwänzt«, sagte ich.

Addies Belustigung färbte den Raum zwischen uns bunt. Das führte dazu, dass ich mich ein wenig entspannte. Wenn ich mit Ryan zusammen war – mit Ryan redete –, behielt ich Addies Stimmung stets genau im Auge.

Ryan lachte. »Das bereitet dir also schlaflose Nächte?«

»Du bist derjenige, der sich Sorgen machen sollte«, sagte ich mit gespielter Strenge. »Du machst nächstes Jahr

deinen Abschluss. Das heißt, es kommen bald die Collegebewerbungen auf dich zu.«

Sein Lächeln entglitt ihm und ich wand mich innerlich. Ryan und Devon hätten sich tatsächlich bald um einen Studienplatz bemühen sollen. Aber es wäre schon ein ungeheures Wunder, wenn wir bis zum Herbst wieder in einem Klassenzimmer sitzen würden. Selbst wenn Peter und die anderen entschieden, dass es bis dahin sicher wäre, uns aus dem Haus zu lassen, würden zusätzliche Dinge gefälscht werden müssen: Impfbescheinigungen, Schulzeugnisse ...

Und abgesehen davon, wo hätten Devon und Ryan denn hingehen sollen? Es gab ein College in der Stadt, aber das war es auch schon. Es wäre sicherlich viel zu gefährlich, sie ganz auf sich gestellt irgendwohin zu schicken.

»Ich schätze, ich werde einfach die elfte Klasse wiederholen müssen.« Ryans Schulterzucken war so lässig und übertrieben wie sein Lächeln. Er warf mir einen Blick von der Seite zu. »Dann wäre ich zur Abwechslung mal genauso alt wie alle anderen in der Klasse.«

Unsere Schultern entspannten sich. Ich lachte, beugte mich näher zu ihm. »Oh, wie entsetzlich!«

Einen Moment lang gab es nur Ryan und mich, die einander ansahen. Ein atemloses Innehalten. Dreißig Zentimeter zwischen uns. Dreißig Zentimeter geflutet vom Licht der Morgensonne und von Addies wachsendem Unbehagen und dem Verkehrslärm, der die vier Stockwerke bis zu uns heraufdrang. Ryan hätte nicht mehr als

eine Sekunde gebraucht, die Entfernung zwischen uns zu überwinden. Ich noch weniger. Aber die dreißig Zentimeter blieben. Eine Lineallänge aus Gründen, warum wir es nicht tun konnten.

Wieder klopfte es an der Tür.

»Hally?«, fragte ich Ryan stirnrunzelnd. Im Gegensatz zu ihren Brüdern waren Hally und Lissa keine Frühaufsteher. Es war inzwischen fast acht, was hieß, dass sie normalerweise noch mindestens zwei bis drei Stunden geschlafen hätten.

Ryan stand auf, bedeutete mir aber, sitzen zu bleiben. Bevor er einen Schritt auf die Tür zumachen konnte, rief jemand: »Ich bin's, Leute. Lasst ihr mich rein?«

Es war nicht Hallys Stimme, aber sie war uns dennoch vertraut. Ryan warf mir einen Blick zu, der zur Hälfte erleichtert und zur Hälfte genervt war. Dann ging er die Tür öffnen.

»Hey, was geht?« Jackson schlenderte in die Wohnung. Mit der Zeit hatte ich gelernt, zwischen Jackson und Vincent – Vince – zu unterscheiden. Ich hatte die subtilen Spuren entdeckt, die die zwei Seelen voneinander unterschieden, obwohl sie beide denselben schlaksigen Körper, identische strubbelige braune Haare und hellblaue Augen besaßen. Vince war derjenige, der mir die Röte ins Gesicht trieb. Der sich dauernd über mich lustig zu machen schien – über uns alle. Dem die Witze niemals ausgingen. Vielleicht war das der Grund, warum er und Jackson ohne Unterlass lächelten.

Aber das hier war Jackson. Ich war mir sicher. Es war die Art, wie er Addie und mich ansah, die es mir verriet. So, als sähe er uns nicht einfach nur an, sondern mustere uns gründlich. Als würde er später noch eine Arbeit über Addie und Eva Tamsyn schreiben und wollte sichergehen, gut abzuschneiden.

Er hatte Addie und mich seit unserer Flucht regelmäßig besucht, den Fremdenführer in unserem neuen Leben gespielt. Durch ihn hatten wir von Emalias Vergangenheit erfahren und von Peters und Henris.

»Hallo, Jackson«, sagte ich und wurde mit einem Grinsen belohnt.

Jackson und Vince waren vertraut und sicher. Das Mädchen, das als Nächstes hereinkam, war eine Fremde.

Sie war kaum älter als Jackson, vielleicht neunzehn, mit dunklen Augen, dichten braunen Haaren und langem, gerade geschnittenem Pony. Eine übergroße verwaschene Jeansjacke hing von ihren schmalen Schultern, wodurch ihre Ballerinafigur noch zarter wirkte. Jackson öffnete den Mund, als sei er im Begriff, sie uns vorzustellen, aber sie war schneller.

»Ich bin Sabine.« Sie streckte die Hand aus. Ihr Lächeln nahm der steifen Geste etwas von ihrer Förmlichkeit, aber nicht alles. Ihr Händedruck war kühl und fest, kräftiger, als ich es von jemandem erwartet hätte, der kaum größer war als wir.

Es war schon Wochen her, dass wir jemand Neuen kennengelernt hatten. Ich konnte nicht anders, als sie anzustar-

ren, und studierte alles, von dem fehlenden goldenen Knopf an ihrer Jacke bis hin zu den Macken an ihren türkisfarbenen Ballerinas. Ihre Nägel waren fast bis auf das Nagelbett gekürzt, aber sauber, nicht so, als hätte sie sie abgekaut.

<Hör auf damit>, sagte Addie. <Sie hat mitbekommen, dass du sie anstarrst.>

Ich sah weg, aber es war bereits zu spät. Sabine fing unseren Blick auf und lächelte. Aber nicht abfällig. Eher sanft, so als verstünde sie.

»Josie und ich haben euch schon mal gesehen«, sagte sie. »Als ihr noch bei Peter gewohnt habt.«

Josie und ich. Josie und Sabine also – die zwei Seelen, die sich diesen Körper teilten. Ich hatte mich immer noch nicht daran gewöhnt, wie unbekümmert die Hybriden hier von sich sprachen. Natürlich taten sie dies nur unter sich, gegenüber den anderen Mitgliedern des Untergrunds, aber allein die Namen laut auszusprechen, schien ein solches Risiko zu sein.

»Ihr seid Eva und Addie, stimmt's?«, sagte Sabine. »Und Ryan und Devon?« Sie wandte sich ihm zu. »Wir waren gerade bei euch, aber niemand hat aufgemacht. Jackson hat uns von deinen Erfindungen erzählt. Sie klingen unglaublich. Wovon hast du uns gestern noch gleich erzählt, Jackson? Von der Uhr ...«

Ryan fiel Sabine mit einem bemühten Lächeln ins Wort: »Ich spiele nur rum. Es vertreibt die Zeit.«

»Ich hab mir schon gedacht, dass ihr euch bestimmt langweilt.« Sie sah sich in der Wohnung um, als könnte sie



so einfach durch die Tage blättern, die wir hier verbracht hatten, wie ich durch Addies Skizzenblock blätterte. »Alle machen das durch, wenn sie entkommen sind. Es ist wie Quarantäne. Aber ihr habt vor, zu bleiben, oder?«

»Bleiben?«, fragte Ryan.

Sabine nickte. »In Anchoit, meine ich. Ihr werdet Peter nicht erlauben, euch irgendwohin zu verschiffen?«

»Nein«, sagte ich rasch. Ich sah Ryan an. »Nicht, wenn es bedeutet, getrennt zu werden.«

»Das würde es wahrscheinlich«, sagte Jackson. »Peter und die anderen verfügen über ein weit gespanntes Netzwerk mit Kontakten zu sympathisierenden Familien, aber sie sind über das ganze Land verteilt. Ich bezweifle, dass sie es schaffen würden, euch alle in derselben Gegend unterzubringen. Zumal ...« Er sah Ryan an und zuckte mit den Schultern. »Na, ihr wisst schon.«

»Ja«, sagte Ryan. »Ich weiß.«

Ryan und Hally unterzubringen hieße, eine Familie zu finden, die so aussah wie sie. Sie waren nur zur Hälfte Ausländer, väterlicherseits – und ihr Vater war nicht einmal Ausländer, er war in den Americas geboren –, aber es war dennoch sichtbar; in der olivenfarbenen Tönung ihrer Haut, der Form ihrer Augenbrauen, den großen, tief liegenden Augen, der Kinnlinie. Zumindest ein Mitglied der Pflegefamilie würde so aussehen müssen wie sie. Eine nicht ausländische Familie, die ein ausländisches Kind adoptierte, würde mehr Aufmerksamkeit auf sich lenken, als es die Sache wert war.

»Wir bleiben«, sagte ich.

<Wir können nicht für immer bei Emalia leben>, wandte Adie ein.

<Es ist nicht für immer. Nur ...>

Wir mussten noch drei Jahre warten, bis wir achtzehn wurden. Andererseits, konnte Emalia uns nicht Papiere fälschen, die besagten, was immer sie wollte? Falls es nötig war, konnten wir in ein paar Monaten achtzehn sein. Wir könnten schon jetzt achtzehn sein.

»Ihr könntet jederzeit zu uns ziehen«, sagte Sabine.

Ich sah sie überrascht an. Wir hatten uns gerade erst kennengelernt, und sie bot uns einen Ort an, wo wir bleiben konnten?

»Ich wohne mit einer Freundin von uns zusammen. Wir haben kein extra Zimmer, aber ein Sofa, auf dem einer schlafen könnte, und wir könnten ein paar Matratzen unterbringen, wenn wir die Möbel umstellen.«

»Ich würde meine Wohnung ja auch anbieten«, sagte Jackson. »Aber sie ist kleiner. Und mein Mitbewohner und ich ...«

»Sein Mitbewohner und er haben die Angewohnheit, die Wohnung in eine Müllhalde zu verwandeln«, ergänzte Sabine lachend.

Jackson breitete die Hände aus und zuckte mit den Schultern. »Wir sind viel beschäftigte Leute.«

Jackson und Vince hatten überall in der Stadt verteilt diverse Teilzeitjobs. Bisher hatten wir von ihm gehört, dass er kellnerte, mit Hunden Gassi ging, Essensstände

im Park betreute und im Supermarkt arbeitete. Er schien die Jobs so rasch zu verlieren, wie er sie fand.

Er musste arbeiten. Niemand sonst unterstützte ihn. Aber als ich ihn jetzt lächeln sah, kam er mir wie jeder andere achtzehnjährige Junge vor, der gerade Sommerferien hat. Völlig egal, dass er und Vince nicht länger zur Schule gingen. Sie sahen keinen Sinn darin. Und ich schätze, sie hatten ebenso wenig die Zeit dafür.

Das Telefon klingelte, bevor ich Sabine für ihr Angebot danken konnte. Emalia hatte uns angewiesen, die Anrufe anzunehmen. Meistens waren es nur Telefonverkäufer. Das Risiko, dass jemand unsere Stimme erkennen würde, war gering – geringer als die Wahrscheinlichkeit, dass Emalia oder Peter vielleicht Kontakt zu uns aufnehmen mussten.

Ich lächelte den anderen entschuldigend zu und ging ans Telefon. »Hallo?«

»Hey.« Die Stimme eines Jungen, barsch und drängend. »Bist du Eva? Addie? Eine von ihnen?«

Unser Blick flog zu Ryan, der halb durchs Zimmer war, ehe es mir gelang zu sagen: »Wie bitte? Entschuldigung, wer ist denn da?«

<Eva ...>, sagte Addie, schaffte es aber nicht, den Satz zu beenden. Sogar mein Name war nicht viel mehr als ein Beben gewesen.

»Wer ist es?« Ryan bildete die Worte lautlos mit den Lippen. Hinter ihm standen wie erstarrt Sabine und Jackson, beide sahen uns an.

Unser Herz hämmerte. Sollte ich auflegen?

Nein. Nein, das war dämlich.

»Hier ist Christoph«, sagte der Junge. »Ist Sabine bei euch? Kannst du sie mir geben?«

Langsam nahm ich den Telefonhörer vom Ohr und hielt die Sprechmuschel zu. Unsere Stimme stockte. Ich zwang sie, fester zu werden. »Kennst du jemanden namens Christoph?«

Sabine seufzte und nickte. Ich merkte, wie ich mich etwas entspannte, als ich ihr den Hörer reichte. »Hey, Christoph. Versuch nächstes Mal vielleicht, nicht alle zu Tode zu erschrecken, okay?« Sie verstummte, als er etwas sagte. Ihr Ärger löste sich in Luft auf. »Welcher Sender? Ist gut, danke.« Sie schloss die Augen. Nur einen Moment. Dann holte sie scharf Luft, öffnete sie wieder und legte auf. »Habt ihr was dagegen, wenn wir den Fernseher anmachen?«

Ich schüttelte den Kopf. Auf ihren Knopfdruck hin sprang der Fernseher an. Er flimmerte in der üblichen körnigen Qualität.

Auf dem Bildschirm war Jensen zu sehen.

## Kapitel 4

Unsere Muskeln, Knochen, Organe verflüssigten sich.

Jenson.

Jenson von der Kommission. Jenson mit den dunklen Anzügen und den Bügelfaltenhosen und der stets unbewegten Stimme.

Jenson, der Hally und Lissa für die Operation ausgewählt hatte. Dessen kalte, stählerne Stimme uns mehr Angst einjagte als Mr Conivents seidenweiche. Ein Mann, der Mr Conivents aalglattes Lächeln oder fadenscheinige Ausreden nicht brauchte. Der uns stets gemustert hatte, als gehörten wir ihm.

Er sah genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Dunkle Haare. Helle Augen. Anzug. Weder jung noch alt und brutal auf eine Weise, auf die ein Panther brutal ist – die Krallen in den weichen Pfoten verborgen. Er stand vor einem Rednerpult, seine Miene wie aus einem Marmorblock gemeißelt. Ein Textband lief unten am Bildschirm entlang: *Mark Jenson, Direktor des Amtes für Hybridangelegenheiten im Sektor Zwei. Landesweite Übertragung.*

Direktor des gesamten Sektor Zwei? Die Americas waren in Staaten aufgeteilt, die wiederum in vier Sektoren grup-

piert worden waren: zwei im nördlichen Kontinent und zwei im südlichen. Der Präsident regierte über uns alle, aber rangniedrigere Regierungsköpfe wachten über die einzelnen Sektoren. Ich hatte gewusst, dass Jenson Teil der Kommission war, die gekommen war, um Nornand unter die Lupe zu nehmen – ich hatte die Bedeutung erkannt, die die Klinik seinem Besuch beigemessen hatte –, aber mir war nicht klar gewesen, wie mächtig er tatsächlich war.

»Unser Land wurde als Zuflucht für die Einzelseelen gegründet«, sagte Jenson. »Seit dem Entstehen der ersten Zivilisationen haben die Hybriden sich für etwas Besseres gehalten – für klüger, für fähiger. Abertausende Jahre wurden unsere Vorfahren als Sklaven unterjocht und dann gezwungen, zu sklavenähnlichen Bedingungen zu arbeiten, sich einer monströsen und unmenschlichen Behandlung zu unterwerfen. Schließlich erhoben sie sich. Sie kämpften für ihr Recht – unser Recht –, frei von der hybriden Herrschaft zu sein.« Er machte eine Pause. »Die Americas waren eine wahrhaft neue Welt – womöglich von Hybriden kolonisiert, aber auf den Rücken der Einzelseelen aufgebaut. Wir erstritten und gewannen dieses Land während der Revolution. Es ist unsere Zuflucht in einer Welt, die dem Wahnsinn anheimgefallen ist. Und als solche muss sie beschützt werden.«

<Was soll das?>, fragte Addie leise.

Unsere ursprüngliche Übelkeit hatte nicht abgenommen, sie war nur beißender geworden und ballte sich in unserem Magen zusammen.

»In der Vergangenheit, als die Welt noch ein barbarischer Ort war, gelang es den Hybriden, ihre Macht durch schiere Brutalität und ihre Überzahl zu erhalten. Aber heute erkennen wir sie als das, was sie wirklich sind: launenhaft in ihren Stimmungen, sprunghaft in ihren Handlungen. Das heißt, wenn sie nicht schlicht dem Wahnsinn erliegen. Wer, abgesehen von einem Wahnsinnigen, würde seine Mitmenschen Tausende Jahre so grausam behandeln? Wer, abgesehen von einem Verwirrten, würde fortfahren, endlose Kriege zu führen, bis er sich zugrunde gerichtet hätte?«

Ryan hatte sich neben uns gestellt und seine Hand in unsere gleiten lassen. Wir spürten die Hitze, die sein Arm ausstrahlte, durch den Ärmel seines Hemdes. Erst als er unsere Hand sanft drückte, wurde mir bewusst, dass ich seine Finger eisern umklammerte.

Jenson blickte uns vom Fernsehbildschirm aus an. Es fühlte sich an, als würde er eigens zu uns sprechen. Zu mir. »Wir haben unsere Grenzen vor den Hybriden aus Übersee verschlossen. Aber unglücklicherweise hat das nichts an dem Problem geändert, dass einige in unsere Mitte geboren werden. Lange Zeit waren Anstalten unsere beste Lösung für Menschen mit hybrider Veranlagung. Sie in Anstalten einzuweisen sorgte für ihre Sicherheit und ihr Wohlbefinden, fern von all denjenigen, denen sie womöglich geschadet hätten. Es sorgte dafür, dass sie vor sich selbst geschützt waren. Aber die Zeiten ändern sich. Als Land schreiten wir voran und entdecken dabei bessere

Wege, unsere Probleme zu lösen. Und genau das möchte ich Ihnen und euch heute vorstellen, den nächsten Schritt unserer Antwort auf das Hybridproblem: nicht Verwahrung, sondern ein Heilmittel.«

Ein Heilmittel.

Das war es, wonach sie in der Nornand-Klinik gesucht hatten. Ein Kind nach dem anderen war bei der Suche nach einem Heilmittel auf dem Operationstisch gestorben. Jaime Cortae – dreizehn Jahre alt, witzig, genial – war unter das Messer gekommen und hatte einen Teil seiner selbst verloren, den er niemals zurückbekommen würde. Alles nur, weil sie nach einem Heilmittel gesucht hatten.

<Dr. Lyanne>, sagte Addie. <Sie hat gesagt, sie hätten es aufgegeben. Sie hat gesagt, dass die Kommission ... die Regierung Nornand als kompletten Reinfluss betrachte. Sie hat gesagt, es würde ... es würde sie zurückwerfen ...>

Sicherlich hatten sie ihre Meinung nicht so schnell geändert. Sicherlich hatte Dr. Lyanne recht gehabt. Aber es war schon bald nach unserer Flucht entdeckt worden, dass Dr. Lyanne ihren Anteil daran gehabt hatte, und sie hatte ebenfalls fliehen müssen. Sie war untergetaucht wie der Rest von uns.

Was war, wenn sie sich verhört hatte? Meine Stimme klang gefährlich ruhig. <Vielleicht ist das ihre Antwort. Anstatt es zu verheimlichen, machen sie so lange weiter, bis es ihnen gelingt.> Beim letzten Wort krampfte sich unser Magen zusammen. <Wenn sie einen Weg finden, Hybridität auszumerzen, wird es keine Rolle mehr spielen, ob die Leute die Wahrheit über



Nornand erfahren. Es wird keine Rolle mehr spielen, ob Nornand ein Reifall war, weil sie dann behaupten können, es sei nur der erste Schritt gewesen. Wenn sie Erfolg haben, wird Nornand nur ein Experiment gewesen sein, und niemand wird sich dafür interessieren.>

Wenn sie Erfolg hatten, würden all die Kinder, die gestorben waren, nur Kollateralschäden sein.

Auf dem Bildschirm erläuterte Jenson, dass das Heilmittel gegen Hybridität noch nicht breit einsetzbar sei, aber Studien betrieben würden. Sie hatten vor, es zunächst in bestimmten Regionen einzusetzen, ehe sie das Programm auf die gesamte Nation ausweiteten.

»Überall im Land werden die Sicherheitsvorkehrungen verschärft«, fuhr Jenson fort. »Dies wird als vorbeugende Maßnahme gegen einen möglichen Racheakt der Hybriden in der nahen Zukunft so bleiben. Wie immer ist die allgemeine Sicherheit unser Hauptanliegen. In diesem Fall jedoch gibt es noch einen zweiten Grund.«

Jensons Miene verhärtete sich. Einen Moment war die Sache persönlich, nicht beruflich. Dann war der Moment vorüber und er wieder nur ein Regierungsoffizieller, nur ein Mann auf einem Podium, der eine Rede hielt, die wahrscheinlich jemand anders für ihn geschrieben hatte.

»Wir suchen«, sagte Jenson in das Mikrofon, »nach einem Kind.«

Auf der Welt existierte nichts, gar nichts, bis auf seine Worte.

»Ein dreizehn Jahre alter Junge namens Jaime Cortae



Kat Zhang

**Twin Souls - Die Rebellin**

Band 2

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-30910-0

cbl

Erscheinungstermin: März 2014

Addie und Eva sind entkommen. Mit der Hilfe eines Untergrundnetzwerks konnten sie aus der Spezialklinik fliehen, die Hybriden die rezessive Seele entfernt. Nun sind sie zwar in Sicherheit, aber müssen sie sich ab jetzt für immer verstecken? Addie und Eva wollen der Welt zeigen, dass auch Hybride das Recht auf Freiheit haben, und schließen sich einer kleinen Gruppe von Rebellen an. Doch während Eva mit ihrer neu gewonnen Handlungsfreiheit voll in den Plänen der Gruppe aufgeht, zieht Addie sich immer weiter zurück – und das Band zwischen ihnen droht zu zerreißen ...